

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 18 (1914)

Artikel: Umbrische Reisegeschichtlein
Autor: Federer, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572061>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

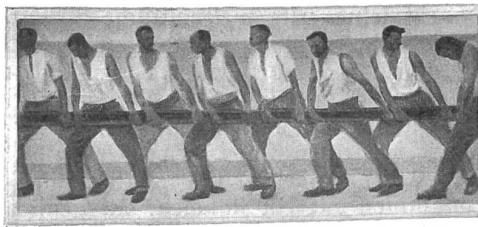
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

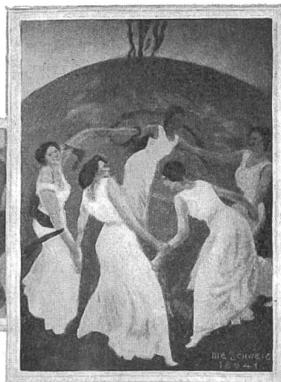
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Gustave Jeanneret, Neuenburg.



Solidarité, liberté, égalité (Triptychon).

Märchen

Wenn du Märchen liestest, Kind,
Und im Traumland schwelbst,
Ahnst du, daß die schönsten sind
Die, die du erlebst?

Nein, denn erst, wer weiß von Haar,
Hat gelernt so weit,
Dah̄ er weiß, ein Märchen war
Seine Kinderzeit.

Ernst Zahn, Göschchen.

Umbriische Reisegeschichtlein.

Von Heinrich Federer, Zürich.

1. Ueber den umbrischen Tiber.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Wenn nichts mehr aus der alten Zeit des Romulus und Remus redete und die letzten Jungen jener milden Wölfin von einem der vielen Abruzzenjäger erschossen sind und wenn die mittelalterlichen Städtekriege und die napoleonischen Feldzüge und die Amerikaner und die Museen alle Dokumente beiseite geschafft hätten, ein unbefechlicher unverfälschter Zeuge aus jenen Tagen bleibt: der Tiber. Und er redet noch aus der gleichen Lunge wie vor dreitausend Jahren, und er hat noch das gleiche graubraune dunkle Auge und führt noch die gleiche Hirtensprache und atmet noch den gleichen sagen schweren Duft wie damals, als Ennius von den ersten Etruskern und Volkskern ein Kapitel seiner Annalen begann.

Einmal bin ich nachts bei offenem Fenster in Orvieto hoch oben auf dem Berg erwacht. Vielleicht vom Glockenschlag, der so silberig dünn hinter dem Riesendom hervor eine Stunde nach Mitternacht anschlug. Der große italienische Himmel sah durchs Fenster. Nicht so blixzend klar und zündend frisch wie unser nordischer Meer- und Gebirgshimmel, der von grauen Wogen oder von dunkeln Tannen oder von hellem Schnee umrahmt oft eine fast eisige Bläue und eine metallene Sternenkraft besitzt. Nein, der leise, weiche, wohlige italienische Himmel, wie Sammet mit feinen goldenen Nadelstichen darin. Dieser Himmel, der so schwärmerisch macht, der voll Liebesabenteuer ist, der das „in that a night“ des Kaufmanns von Benedig, die Petrarca-Sonette und die Tasso-Schwermütigkeit auf dem Gewissen hat. Dantes Himmel liegt viel, viel nördlicher.

In that a night bin ich erwacht. Es war totenstill um mich. Aber ein um diese Zeit selten warmes Lüftchen rann leise in die Kammer und machte mir auf einmal das Bett unerträglich. Ich sprang ans Gesimse. Wie ein goldenes Märchen aus alten Zei-

ten sah ich die leuchtende Kathedrale, diesen schönsten Dom der Welt, mit ihren bunten Marmor gliedern gleichsam aus dem Sternflimmer heruntersteigen und im Dunkel der breiten schlafenden Stadtmassen versinken. Es war unsäglich feierlich und bedrückend zugleich.

Plötzlich hörte ich ein fernes klares Rollen. Wahrhaftig, das röhrt vom nächtlichen Schnellzug her, der unten im Tal gen Rom braust. Jetzt — dem hohlen Gerumpel nach — ist er eben über den Tiber gefahren. Die Leute in den Wagen schlafen und träumen, den Kopf in den Polstern, vom Colosseum und von der Peterskuppel und von Michelangelo Moses. Aber nun hören sie dieses Poltern auch und erwachen halb. Und einer sagt mit ehrfürchtiger Stimme — es ist sicher ein Geschichtsprofessor aus Bologna: „Das war der Tiber!“

Ja, das ist der umbrische Tiber. Ueber seine Brücke fuhr der Schnellzug. Unten schleicht das Wasser langsam und träge wie die Weltgeschichte dahin. Ein weltgeschichtliches Wasser ist es ja jedenfalls auch.

Und ein andermal habe ich wieder in einer solchen Nacht und wieder von einem so uralten hohen Platz aus das Rollen der fernen Eisenbahn über den Tiber gehört. Weiter oben, in Perugia! Und der Grus des modernen Fahrzeugs an den unmodernen Fluss klang noch poetischer als in Orvieto. Warum sollte er nicht? Hier ist der Tiber noch sagen umsponnenes uraltes Provinzwasser, dort unter Orvieto fängt schon der Weltstrom an.

Aber freilich, es ist schwer zu sagen, wo er schöner ist. So unendlich gewunden und gekrümmt er auch in die Campagna hinunterläuft, er hat doch nichts mehr von der Romantik oberhalb Perugias. Eine unbegreifliche epische Einfachheit zierte ihn jetzt. Er wird schlechthin klassisch. Antike Größe atmet jede

Welle. Man spürt Rom. Die internationalen Hirten werden einem lebendig, die auf den sieben Hügeln Rom erbauen, um hernach die ganze Welt zu behirten. Man hört den schweren Schritt der Cohorten Scipios, die Dekrete Caesars, die starren Perioden des alten Latein aus dem Wogenstschlag heraus. Es gibt bei diesem erwachsenen Tiber keine Unarten, wie unser Rhein sie bei Schaffhausen und wie die alte Donau sie noch am Eisernen Tor verübt. Auch keine nationale Melodie singt er, wie etwa der Don und die Wolga sie bis zum Meer behalten, wenn sie selber längst wandelnde Meere geworden sind. Aber russische Meere! Und gar nicht zierte er sich von Orvieto ab mit der Behaglichkeit kleiner Uferstädte und pittoresker Kastelle. Weder die Städtemanie des Mittelrheins, noch die Lebensmüdigkeit des Unterrheins sieht man da. Kurz, dieser Strom hat gar keine Romantik mehr im Leibe. Er ist Weltmensch im Sinne des S. P. Q. R., urbi et orbi.

Wird er wie alle großen Charaktere etwa einmal melancholisch, duldet er ein Grabmal wie Hadrians an seinem Wasser, so tut er es wieder mit echt antiker Größe. Das Grab wird eine Festung, das Mausoleum ein Denkzeichen römisch runder Vollkommenheit.

Und am Ende seines Lebens bei Isola sacra eilt er nicht mehr und zögert nicht mehr und lässt sich vom großen alten Ozean auflössen ohne ein Wort der Freude oder des Bedauerns. Dieser wunderbare Tiber!

* * *

Aber hier oben in Umbrien ist er noch ein anderer. Gern schleicht er durch laubige und gestrüppige Orte, neben Gärten und Weinbürgeln vorbei. Er ist noch starker Provinzler. Zum Weltbürger muß er erst noch erzogen werden. Ich glaube, das geschieht durch die Chiana. Sie ist ein munteres Flüsschen, hat offene Gelände mit stetem Eisenbahngetöse und fabrikreichen Plätzen durchschwommen und immer so eine seltsame großartige Gebärde gehabt. Man muß sehen, wie sie mit der Paglia zusammenfließt und nun dieses erschrockene, kurzlebige, engherzige Wasser regiert und bis zur Mündung in den Tiber — gleich unter Orvieto — drangsalier! Dann dünkt mich die Begegnung mit dem Tiber selber ein psychologisches Meisterstück. Es ist so schön, der Begrüßung zweier Flüsse beizuwöhnen, wie der Umarmung zweier bedeutender Menschen.

Die Chiana hat auf den ersten Blick ihrer stählernen Toskaneraugen die Bedeutung des Tiber erkannt. Man muß das sonderbare Gemurmel bei der Begrüßung abhorchen, dies Wichtigstun, dieses Drängen und Zeigen der Chiana nach dem römischen Süden und dieses Stuhen und Staunen des immer noch umbrisch verträumten Tiber. Er wollte auf dem fürzesten Weg nach Westen ins Meer fahren. Aber die Chiana überzeugt ihn. Er begreift allmählich seinen großen Beruf. Weg mit den umbrischen Sentimentalitäten, sagt er und biegt mit einer unglaublichen Wendung ins Bett der Chiana-

Paglia. Das ist seine erste weltpolitische Aktion, aber auch seine erste staatsmännische Treulosigkeit.

Denn kaum eine Stunde weiter oben ist ihm noch ganz romantisch zumute. Bei Perugia hört man ihn noch zwischen Schilf und Wasserlilien flüstern wie einen verliebten Kauz. Vor der umbri- schen Hauptstadt selbst fugelt er sich noch behaglich possierlich zusammen wie ein Käuzchen, das gemütlich schlafen und schnurren will. Und gar erst droben in den umbrischen Bergen spielt er den reinsten Träumer. Bei San Sepolcro sieht er den ersten Dampfwagen über seinen Rücken rollen. Er staunt ihn an wie ein Kind. Er studiert aus den Abruzzensagen, was für ein Fabeltier das wohl gewesen sein könnte.

Erst, als die Bahn bei Città ein zweites und drittes Mal über ihn braust und ihm dann ein Stück weit zur Seite geht, dämmert in ihm der Gedanke von einer weiten fernen Welt. Aber da springt von der Gubbier Klause herunter der Chiaggio in den Tiber, drückt und kost ihn mit seinem Rangengesichtlein, die Bahn verrollt in der Ferne, der Tiber ist wieder für lange allein und phantasiert und spaßt und lallt Märchen wie ein Büblein hinterm Ofen ... Nein, hier oben würde ihn niemand als den spätern harten Römer erkennen.

Ich bin einmal auf verdrießlich übeln Wegen bis ins Tumaiolo-Gebirge hinaufgedrungen. Hier entspringt das herrliche Wasser. Aus Schwärmerie lief ich ihm entgegen bis zu seiner Wiege. Sein erstes Lallen wollte ich hören. Auf Ehre, es war nicht zu unterscheiden vom Geplapper irgend eines Alpenlümmlers, der drei, vier Stunden weit fließt und dann mit einem leichtsinnigen Sturz an einer schwäbischen Mühle oder an einem schweizerischen Wirtshaus in einen großen unbekannten Bach fällt und stirbt.

Der Tumaiolo ist etwa vierzehnhundert Meter hoch. Nicht weit unter der Kuppe ob einem vor Alter fast silbergrauen Wald, zwischen Gestein und knorrigem Wurzelboden bricht der Tiber hervor. Eine kleine, überaus klare, klingende Welle, mit den Händen fast aufzufangen. Nicht manchen Steinwurf weiter östlich müßte er entspringen, und er fieile nach schnelllem, unberührtem Gang ins Adriatische Meer, mit der Marecchia gen Rimini oder mit dem Savio nach Ravenna. Wer weiß etwas von der Marecchia oder vom Savio? Und wer wüßte dann etwas vom Tiber? Wenn aber der Tiber nicht wäre, wäre dann Rom, wäre Caesar, wäre die Siebenbürgentafe? Und wären auch wir heute so? Wegen der paar Sprünge eines tollen sinnlosen Bächleins weiter rechts oder links — Weltgeschichte so oder Weltgeschichte anders! Ich erbebte beim Gedanken. Ich segne mich mit deinem Wasser, Brümlein am Monte Tumaiolo, und beuge mich tief vor dem Gotte, der dich führt. Der Gott der Geographie ist auch der Gott der Weltgeschichte.

* * *

Von Perugia hinunter geht es durch Mais, Wein und dünne Pfirsichbäumchen zur Tiberbrücke gegen Assisi hinüber. Rechts und links hat man die

umbrischen Hügelketten. Aber rechts gegen Perugia sind es die sanften, geduldigen Hügel, die dem Charakter des Talvolkes so gut entsprechen. Links hinter Assisi und gar zurück gegen Gubbio sind es die schroffen, harten, knorriegen der Abruzzenleute. Und zwischendrin fließt der Tiber im leichten Jünglingsjahr. Man kann auf der Brücke bei Ponte S. Giovanni bequem das Gesicht des schönen wohlgebildeten Flusses studieren. Er ist ohne Zweifel durch viel Schule gegangen. Die Flegelei der Primarklassen, aber auch die freche Fröhlichkeit der ersten Grammatik liegt weit hinter ihm. Auch durch die Ungeheimtheiten der Syntax hat er sich gerungen. Jetzt kommt die Rhetorik, das Pathos. Orator Romanus fit! Die Unterhaltung mit der Chiana bis Orte ist eine gute Uebung aufs Forum. Liegt einmal der klassische Sorate im Rücken, dann ist der Civis Romanus, der Homo universalis fertig.

Der Spaziergang von Perugia quer durch das Tibertal nach Assisi lohnt sich reichlich. Ab und zu lodert ein rotes Kopftuch oder eine hellblaue Schürze aus den Fruchtsträuchern. Oder es sitzen Männer am Boden und essen ihren Reis. Nie machte ich den Weg, ohne auf Buben zu stoßen, die durch die Stoppeln musizieren. Was spielen sie doch? Es ist die Holzpfeife, die Mutter der Instrumentation. Die Weise tönt sanft wie alle Hirtenweisen, idyllisch und mit der dunklen Farbe einer leisen Melancholie durchtränkt. Diese gedehnten Melodien mit ihrer langsam verlöschenden letzten Note passen zum langsam freundlichen Tiber hier. Sie sind seine letzte Sentimentalität. Und zu seinem letzten romantischen Träumen passen auch die Menschen hier. Alle

sind so mager, knochig, von der Sonne nur leicht gebräunt, und alle mit einem milden Blick. Wer das Bolognesenauge kennt, das schwarze, stolze, oder das goldbraune unheimliche venezianische, der glaubt hier Heilige zu schauen. Man wehrt sich umsonst dagegen: der Held dieses Landes, Franz von Assisi, mit seinem heiter-ernsten Weltbettlergesicht kommt einem immer in den Sinn. Er ist hier der herrschende Typ. Solche Leute an beiden Ufern hat der Tiber natürlich nicht zu fürchten. Sie hemmen und bekämpfen ihn nicht. Sie lassen ihn fahren. Sie haben zu allen Zeiten mehr gelitten als geplagt, mehr entbehrt als genossen, mehr verzichtet als beansprucht. Etwas wie Ergebung liegt über dieser Rasse. Es ist wohl möglich, daß das dem Tiber aufiel. Daß er sich sagte: So bringst du es gleich den Menschen da nirgends hin. So schlafest du deine Zukunft ein. Die Menschen von da unten haben kühnere Mienen, einen härteren Schritt und eine festere Sprache... Es ist möglich, daß der Fluß da zum ersten Mal aus seiner umbrischen Gleichmäßigkeit erwachte und die nahe Chiana nicht mehr schwere Mühe hatte, ihn gänzlich römisch zu stimmen. Ja, er will jetzt nicht mehr das stille, langweilig schöne Wasser der umbrischen Landschaft sein, das glänzt und schweigt. Er will jetzt reden, endlich einmal laut reden, so laut wie noch niemand vor ihm, wie die Cornelius und Gracchus und Cicero und Caesar zusammen. Sicher, hier an der Brücke zwischen Assisi und Perugia sah er schon den heimlichen Entschluß, hinfür kein Umbrier mehr, sondern ein Römer zu sein.

(Fortsetzung folgt).

Die Marquardten.

Roman von Oskar G. Baumgartner, Glarus.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Stürmisch und kalt sah der April die Auszügler im Baselland an. Auf den Vorhöhen des Jura, wo unterdessen der Marquardt mit seiner Rotte Posten bezogen, war ein starker Schnee gefallen. Gegen Abend lagen auf eine Stunde Weg und Steg verschneit, so daß der Baron, seines Zeichens Major und des Marquardt Vorgesetzter, seine Mannschaften in die wenigen Scheunen und Häuser des kleinen Weilers verteilte, da man gerade lag, sich selbst aber mit seinem Stab in das Wirtshaus des Ortes zurückzog zu einem gemütlichen Faß. Denn er stand im Rufe eines humanen Kriegsmannes, der ein Herz hat für seine Mannschaft, wenn man auch höheren Ortes gern ein gut Teil von diesem Herzen für einen Grad mehr militärischer Schärfe des Blickes geopfert hätte. Und wenn im Volk mancher Unwillen umging darüber, daß der Baron es nicht wie andere zum Obersten gebracht, so waren die Gründe dem gesamten Stabe vom Lieutenant an aufwärts kein Geheimnis.

In dieser verschneiten Aprilnacht nun hatte der Baron den Marquardt mit vieren seiner Scharfschützen eine halbe Wegstunde vor den Ort hinaus auf Posten gestellt an eine Straßenbiegung, von der ihm die Landleute erzählt hatten, dort läge die Landscheide

und Grenzmark. Der Marquardt bildete aus den Bieren, die man ihm gegeben, zwei Patrouillen, die er fünfzig Schritt voneinander entfernt aufstellte und ein wenig hintereinander hieß, damit den Männern die Beine nicht steif würden. Wie er nun aber von Natur und seiner Weidmannsgewohnheit her einen scharfen Sinn auf schleichendes Wild hatte, schien ihm eilige Male beim Stillstehen da draußen im Feld die Sache nicht recht geheuer. Er pfiff also der einen Patrouille und stellte sie hundert Schritt weiter zurück an die Straße mit dem Bedeuten, auf ein Zeichen von ihm aus Leibeskraften ins Quartier zu laufen und den Generalmarsch schlagen zu lassen. Zugleich sandte er den einen seiner Begleiter ins Quartier des Stabes, zu melden, daß da draußen nicht alles richtig wäre. So blieb er denn eine geraume Zeit allein mit seinen Scharfschützen und spitzte die Ohren. Aber es wollte ihm kein vernehmlich Geräusch noch Gesicht noch Verdächtiges sonst vorkommen. Zudem kam auch nach starken drei Vierteln sein Scharfschütze wieder mit der Weisung des Majors, er möge die Herren weiter nicht infommodieren, sie wären beim Zugern, und so die Preußen auf Hüningen oder dem Isteiner Kloß ihren Skat klopften, wäre das noch kein Grund zum Alarm-